

Hintergrund

Vom Lockdown in den Ruin

Flucht aus Venezuela Millionen Venezolaner haben in anderen Ländern Lateinamerikas ein besseres Leben gesucht. Die meisten von ihnen kommen gerade so über die Runden. Nun kostet sie das Coronavirus das, was sie sich in der Fremde aufgebaut haben.

Christoph Gürk, Buenos Aires

Am Ende des Gesprächs holt Ruby Gonzalez Finol (31) noch schnell ihre Tochter ans Telefon. «Zeig mal, wie wir immer Süßigkeiten verkauft haben», sagt sie. Prompt legt das Mädchen los: «Bonbons! Bonbons!», schreit es so laut, dass auf der anderen Seite der Leitung der Hörer vibriert. Die Tochter sei eine grosse Hilfe gewesen, erklärt Gonzalez, damals in den Strassen von Callao, Peru.

Eine gefühlte Ewigkeit ist das her, und einfach war das Leben auch da nicht, erst recht nicht für Flüchtlinge aus Venezuela. Es klingt manchmal aber, als ob sie von der guten alten Zeit erzählt, immerhin konnten Gonzalez, ihre Tochter und ihr Sohn damals noch auf die Strasse. Nun sitzen sie tagein, tagaus in dem kleinen Zimmer, das sie sich mit den Eltern teilen. «Jeder Schritt vor die Tür ist ein Risiko.»

Eine halbe Million Menschen haben sich infiziert

Es ist fast ein halbes Jahr vergangen, seit am 6. März dieses Jahres in Peru die erste Infektion mit dem neuartigen Coronavirus offiziell registriert wurde. Seitdem hat der Erreger kaum irgendwo in Südamerika so gewütet wie hier. Über eine halbe Million Menschen haben sich infiziert. Bei gerade einmal 32 Millionen Einwohnern, und das sind nur die offiziellen Zahlen. Die Kliniken sind überlastet, nicht einmal Flaschen mit Sauerstoff für die Versorgung der Patienten zu Hause gibt es.

Und auch die, die von der Seuche verschont geblieben sind, stehen nach Monaten des Lockdown vor dem Ruin. Hunderttausende haben ihre Jobs verloren, die Lage ist katastrophal, besonders schwer aber trifft es Menschen wie Ruby Gonzalez Finol: Wie Millionen andere Flüchtlinge aus Venezuela war sie der Armut und Not in ihrer Heimat entflohen. Sie gingen nach Kolumbien, Ecuador, Chile, Brasilien, Argentinien und eben auch Peru. Doch das Wenige, was sie sich in der Fremde aufgebaut konnten, droht das Virus nun wieder zu zerstören.

Kleider, eine Luftmatratze und grosse Hoffnungen

Ein Jahr und drei Monate ist es her, seit Gonzalez, ihr Mann und die beiden Kinder angekommen sind. Sieben Tage Busfahrt hatten sie da hinter sich. Mehr als ein paar Klamotten und eine Luftmatratze hatten sie nicht dabei – dafür aber grosse Hoffnungen auf ein Leben, das besser sein sollte als ihr Leben dort, wo sie hergekommen waren. Schlimmer konnte es jedenfalls nicht werden, so dachten sie damals.

Gonzalez, sanfte Stimme und streng nach hinten gebundener Pferdeschwanz, sieht durch die Handykamera ein bisschen aus wie eine Büroangestellte. Tatsächlich war sie das auch lange. Mit 15 hatte Gonzalez eine Ausbildung begonnen, danach Verwaltung studiert und dann bei einer Kommunikationsfirma gearbeitet, «so richtig mit Kostüm und hochhackigen Schuhen», sagt sie. Die heute 31-jährige



30. März 2020 in Lima, Peru: Venezolanische Migranten erhalten Essen von einer spanischen Nichtregierungsorganisation. Foto: Rodrigo Abd (AP, Keystone)

«Fisch, Fleisch, Reis, Bohnen: Als Kind wusste ich gar nicht, was Hunger ist.»

Ruby Gonzalez Finol
Migrantin aus Maracaibo

kommt aus Maracaibo, der zweitgrössten Stadt Venezuelas und ein Zentrum der Erdölindustrie. Venezuela verfügt über die grössten bekannten Ölreserven der Welt, lange haben sie zumindest einem Teil der Menschen in dem Land Wohlstand beschert. Gonzalez' Vater betrieb eine gut gehende Bäckereikette. Als sie ein Kind war, habe es immer genug zu essen gegeben, sagt sie: «Fisch, Fleisch, Reis, Bohnen: Ich wusste gar nicht, was Hunger ist.»

Doch Ende der Nullerjahre begann der Ölpreis zu schwächeln, gleichzeitig brach wegen Misswirtschaft, Korruption und einem Embargo der USA die Erdölförderung in Venezuela zusammen. Der Staat musste Schulden aufnehmen, es folgte eine Hyperinflation. Die Regale in den

Supermärkten wurden immer leerer. «Am Schluss hatten wir wochenlang keinen Strom, kein Wasser, nichts zu essen», sagt Gonzalez.

Fünf Millionen Venezolaner haben seit 2015 ihr Land verlassen. Es ist die grösste Fluchtbewegung in der Geschichte Südamerikas. Gonzalez' Bruder ging nach Chile, ihre beiden Schwestern nach Peru. Irgendwann beschlossen sie und ihr Mann, auch fortzugehen. So landeten sie 2019 in Callao, einer Hafenstadt in Peru, deren Strassen und Häuser mit der Hauptstadt Lima zu einem Moloch verschmolzen sind. Ihr Mann fand einen Job in einer Gemeinde, zweieinhalb Stunden Fahrt hin, ebenso lang zurück. Die Bezahlung war schlecht, der Vertrag immer nur einen Monat gültig, aber immerhin reichte das Geld für die Miete.

«Corona hat alles wieder zunichtegemacht»

Gonzalez selbst suchte dagegen vergeblich. Am Ende beschloss sie, Bonbons auf der Strasse zu verkaufen, wie so viele andere Flüchtlinge auch. «Natürlich, das war furchtbar», sagt sie. Ihre beiden Kinder musste sie immer mitnehmen, damit sie nicht allein blieben. Aber sie hatten genug zu essen, konnten sich eine Matratze kaufen und einen alten Fernseher.

«Ich dachte, es geht jetzt ein bisschen aufwärts», sagt Gonzalez. «Aber Corona hat alles wieder zunichtegemacht.» Als das Virus kam, verhängte die perua-

nische Regierung eine der schärfsten Ausgangssperren der ganzen Region. Soldaten patrouillierten auf den Strassen, von einem Tag auf den anderen brach Gonzalez der Verdienst weg. Der ihres Mannes wurde gekürzt, die Miete konnten sie bezahlen, Geld für Lebensmittel aber blieb nicht. Sie hätten damals viel geweiht und gestritten. «Das war eine harte Zeit», sagt Gonzalez.

Bald machten Geschichten von venezolanischen Flüchtlingen die Runde, die vor lauter Verzweiflung wieder in ihre zerstörte Heimat gingen. Tatsächlich sind seit dem Beginn der Pandemie vermutlich rund 90'000 Venezolaner zurückgekehrt – ein Beweis dafür, wie katastrophal die Lage in vielen Ländern Lateinamerikas ist.

Angst vor einer Rückkehr in die Heimat

Am Anfang begrüsst die sozialistische Regierung in Caracas die Rückkehrer auch noch überschwänglich, waren sie doch ein Beleg dafür, dass auch im Kapitalismus nicht alles besser und manches sogar schlechter ist. Mittlerweile aber hat Venezuela seine Grenzen weitgehend geschlossen, aus Angst, dass Heimkehrer das Virus mitbringen und noch weiter verbreiten könnten.

Es bleiben nur die Schleichwege zurück über die Grenze. Die aber sind gefährlich, es lauern dort Diebe und Kriminelle. Und so bleiben die meisten Venezolaner trotz allem dort, wo sie gerade sind.

Auch Gonzalez und ihre Familie müssen weiter in ihrem kleinen Zimmer ausharren, in einer Wohnung, die sie sich mit fünf anderen teilen. Seit dem Ausbruch der Pandemie haben der Sohn und die Tochter die Wohnung kaum verlassen. Gonzalez und ihrem Mann dagegen bleibt

Opposition ist zerstritten

Es ist immer dasselbe Übel, das Venezuelas Opposition seit mehr als zwei Jahrzehnten heimsucht: die Zerstrittenheit. Am 6. Dezember will der sozialistische Staatspräsident Nicolás Maduro das Parlament neu wählen lassen, also die einzige staatliche Institution, die noch nach demokratischen Kriterien besetzt ist und von der Opposition kontrolliert wird. Interimspräsident Juan Guaidó, den rund 60 Länder als legitimes Staatsoberhaupt anerkennen, bezeichnet die Wahl als Farce und ruft zu deren Boykott auf.

Der Oppositionelle Henrique Capriles, der bereits zweimal für die Präsidentschaft kandidiert hat, will daran teilnehmen. Damit ist zwischen Guaidó und Capriles ein offener Machtkampf entbrannt. Letzterer bezichtigt den Gegner, eine «Internetregierung» anzuführen. Nicht zuletzt die Verhandlungen zwischen Capriles und der sozialistischen Regierung haben Maduro bewogen, mehr als 100 politische Gefangene freizulassen und die EU sowie die UNO zu bitten, im Dezember Wahlbeobachter zu entsenden. (ber)

kaum etwas anderes übrig, als arbeiten zu gehen, trotz immer weiter steigender Infektionszahlen. Ersparnisse hatten sie schon nicht, als sie in Peru ankamen.

Viele Venezolaner machten mittlerweile Jobs, die Peruanern in der Pandemie zu gefährlich sind, sagt Erika Collado von der Hilfsorganisation Helvetas, die sich in Callao um die Flüchtlinge kümmert. Die Ansteckungsraten seien bei ihnen vermutlich noch höher als in der restlichen Bevölkerung, genau aber könne man das nicht sagen. «Viele gehen gar nicht zum Arzt, weil sie Angst haben, sich in einer Klinik erst recht anzustecken.» Zu Hause in Quarantäne zu bleiben, könne sich aber auch niemand leisten. Und so verbreitet sich das Virus immer weiter.

Helvetas versucht, die Migranten mit Hilfszahlungen zu unterstützen. Auch Ruby Gonzalez Finol hat Hilfe von der Schweizer Organisation bekommen, nur so habe sie überhaupt die Quarantäne überstehen können, sagt sie. Mit dem Geld konnte sie endlich Essen kaufen, dazu noch ein paar Thermoskannen. Auf dem Markt von Callao bietet sie nun Kaffee und Gebäck an. Das bringe mehr Geld ein als Bonbons.

Das Virus lauert noch immer da draussen. Vor kurzem erst sind ein Onkel ihres Mannes und dessen Sohn an Covid-19 gestorben. Und auch sie habe Angst – um sich, aber auch um ihre Kinder. «Wenn mir etwas zustösst: Was soll dann aus ihnen werden?»